Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 14

Artikel: Ich pflanze Erbsen
Autor: Penzoldt, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669430

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

aber es gibt auch Gespräche unter einem im Mondlicht schimmernden Baum, auf den knarrenden Holzstufen einer Hütte in den Bergen, in einem Schützengraben und in der Ecke einer überfüllten Baracke. Es dürfen nicht mehr als vier, fünf Menschen daran teilnehmen; aber auch diesen muss der Zufall, das kurze Blinken eines Sternes oder das Atemholen einer Weltminute günstig sein. Denn man kann vieles anordnen und befehlen, aber niemals ein Gespräch: dieses bedeutungsschwere Wandeln des Wortes von einem Menschen zum anderen, das glückliche Wiederentdecken des Ursinns der Worte, in dem es unnötig wird, Begriff und Meinung zu klären, bevor er verstanden wird; das leise und beinahe gütige Nehmen und Geben, in dem kein Funke aufflammt, aber ein stetiges, leuchtendes und warmes Feuer brennt, das von den Worten unmerklich und still zum Schweigen führt.

Denn der schönste Zweig am wunderbaren Baum der Sprache ist das Schweigen, das über den Worten klingt: das Schweigen der Weisen und der Liebenden, die des Lauten nicht mehr bedürfen.

Fritz Penzoldt

ICH PFLANZE ERBSEN

Seit ich einen Gemüsegarten mein Eigen nenne, bin ich ihm herzlich verpflichtet. Einen Kurs für Gartenbauanfänger habe ich durchgemacht und die Kataloge vieler Firmen studiert. Ausserdem stehen mir drei Freunde, die schon lange mit Erfolg gärtnern, mit ihrem Rate zur Seite.

Als der Frühling kam, kaufte ich ein Pfund Zuckererbsen. Bevor ich jedoch die runden, manchmal etwas runzligen Gebilde Mutter Erde in die sorgenvollen Stirnfalten legte, konsultierte ich meine Freunde. Freund Nr. 1 vertrat den Standpunkt, dass ich dabei die Reihenaussaat bevorzugen müsste, während Freund Nr. 2 Sechserkreise und Sechsecke empfahl, an deren Grenzen die kostbare Frucht in die Erde gesenkt werden sollte. Um nun ganz sicher zu gehen, mischte ich Reihen mit Kreisen und Sechsecken, so dass mein Beet wie eine verwickelte Formel aussah.

Als ich voll Stolz mein Werk bestaunte, kam Freund Nr. 3 vorbei. Er hat eine unangenehme Art, anderer Leute ehrliche Arbeit anzuzweifeln. Heute aber schien er richtig sorgenvoll, und als er von Nachtfrösten sprach und von «Anbauneulingen», die sich alle für fertige Gärtner hielten, schlich sich ein Wurm in mein Gewissen. Hatte ich irgend etwas falsch gemacht? Ob die Samen zu alt waren? Sie waren hart und braun und sahen genau so aus wie die «jungen Erbschen», die ich einmal zusammen mit einem bocksledernen Beafsteak in einer Kneipe gegessen hatte . . .

Schlaflos wälzte ich mich im Bett herum. Irgend etwas musste falsch gewesen sein. Plötzlich befiel mich ein entsetzlicher Gedanke. Ich hatte doch nicht am Rande die Erbsen verkehrt in die Erde gelegt und nun würden sie mit der Rückseite zuerst aus dem Boden kommen? Dann würden ja — es wäre gar nicht auszudenken — die hässlichen Wurzeln nach oben wachsen, und die kletterfreudig sich ringelnden Ranken geradewegs ins glühende Erdinnere vorstossen!

Eine namenlose Angst erfasste mich. Ich stürmte in den Garten, über dem ein halbvoller Mond hämische Grimassen schnitt. Vorsichtig beugte ich mich über mein Erstlingsbeet und lupfte zärtlich eine Erbse aus der lockeren Erde. Gottlob, sie hatten noch nicht gekeimt; aber ich würde schon darauf kommen, wo bei ihr oben oder unten war. Mit einem Rasiermesser schnitt ich die spröde Hülle entzwei. Aber ausser einer erbsengrossen Scharte in der Messerschneide entdeckte ich nichts.

Eine quälende Woche schlich sich ins Land. Ich sah blass aus, denn nachts quälten mich wirre Träume. Drohend züngelten würgende Ranken an meinen Bettpfosten empor, schnürten mir die Kehle zu, und grässlich, wie Klapperschlangenschwänze, rasselten trockene Schoten mir den Vorwurf schmächlich versetzten Erbsensamens in die Ohren.

Da hielt ich es nicht mehr aus. In der zehnten Nacht erhob ich mich. Die Wurzeln durften nicht herauskommen! Sie durften nicht anklagend meine Schande in die schadenfrohen Augen meiner Freunde spriessen. Eine Hacke in der Hand stand ich vor dem versäten Beet, bereit, Reihen

und Kreise umzuhacken, auszutilgen die Schmach, die ich Mutter Natur zugefügt. Noch einmal strich ich liebkosend über das Beet, da fühlte ich — Entzücken erfasste mich — da fühlte ich zarte, junge Schösslinge mit schlanken, schwanenartig gekrümmten Hälschen und einer grünen, fleischigen Klappe. Sie waren richtig gekommen, meine lieben Erbsen! Ich hatte sie, getrieben vom Glück des Neulings, alle richtig gesteckt, mit der Wurzel nach unten und dem Keime nach oben, der zum Lichte drängt.

Am anderen Morgen schaute Freund Nr. 3 hämisch über den Zaun. Als ich ihm berichtete, wie geschickt ich mich angestellt hatte, sah er mich eine Weile fassungslos an. Dann meinte er anzüglich: «Hoffentlich hast du mit Zwiebeln dasselbe Glück.»

Ob es auch mit Zwiebeln eine besondere Bewandtnis hat?

Franz Spunda

DER WUNDERRABBI VON SHEPETOWKA

Als ich im Jahre 1915 im k. k. Etappenspital Dzieditz als Röntgenassistent tätig war, ereignete sich das merkwürdigste Erlebnis meines Lebens, das ich mir bis heute nicht erklären kann. Ende März traf ein Transport russischer Offiziere zur Nachbehandlung ein, unter denen sich auch ein Feldrabbiner befand, der fliessend deutsch sprach. Er hatte in München studiert, wo auch ich ein Semester verbracht hatte. Somit ergaben sich im Gespräch mit ihm manche Berührungspunkte. Trotz der philosophischen Ausbildung im Westen war er, wie er mir erzählte, ein Schüler und Freund des weithin berühmten Wunderrabi von Shepetowka geworden, bei dem er bis vor kurzem gewohnt hatte.

Er war auf allen Gebieten der alten Geheimlehren, besonders der Kabbala, ausserordentlich bewandert. «Wenn Sie sie verstehen wollen», sagte er einmal, «müssen Sie Hebräisch lernen. Weiters müssen Sie alle modernen Theorien über das Wesen der Strahlungen und Schwingungen studieren. Der Kosmos besteht nämlich nur aus Strahlungen. Kabbala ist die magische Lebensform nach dem Gesetz der Zahlen, Laute, Farben und anderer noch unbekannter Schwingungen. Wer die Kabbala beherrscht, ist Herr von Raum und Zeit, der vermag sogar Lebloses zu beleben.» Zum Beweis dafür erzählte er mir die Geschichte des Prager Golems — das war ein Jahr vor dem Erscheinen des gleichnamigen Romans von Gustav Meyrink!

An anderen Tagen erzählte er mir von den Prophezeiungen seines Lehrers über die bevorstehenden planetarischen Umwälzungen. «Das bisherige Weltgeschehen war nichts, die eigentliche Weltgeschichte beginnt erst in unseren Tagen. Der Rabbi von Shepetowka hat die Gabe, Bilder der Zukunft als gegenwärtig zu schauen und auch andere daran teilnehmen zu lassen.» Er schien gekränkt zu sein, als ich diese kühne Behauptung zu bezweifeln wagte.

Zwei Tage später fuhr ich nach Bielitz, um für das Spital einzukaufen. Nachdem ich alles erledigt hatte, ging ich in das Stadtwäldchen, trank einen Kognak und stieg auf die Aussichtswarte hinter dem Park, von der aus man eine weite Fernsicht genoss, bis weit in die Beskiden und ins Odertal. Nachher breitete ich meinen Mantel auf die Erde, legte mich darauf und begann wohlig zu dösen. Plötzlich vernahm ich in den Lüften ein sonderbares Geräusch, die Augen wurden mir schwer, ein Schauer lief mir längs des Rückens hinab. Ich wähnte, einen Röntgenkater zu haben, denn ich hatte am Vormittag zwei Stunden am Apparat gestanden. Ich hatte schon früher einmal eine ähnliche Benommenheit gehabt, aber diesmal war es ärger. Darüber ungehalten, versuchte ich mich zu erheben, hatte aber keine Kraft dazu. Also blieb ich liegen, und immer sauste es über mir. Oder war das Gesumme in mir selber?

Es war beklemmend, und dennoch war mir, als ob sich in mir ein neuer Sinn geöffnet hätte. Ich bemühte mich, aufzustehen, es gelang, und ich tat einen Schritt nach vorn. Vor meinen Augen — was war das? Etwas Durchsichtiges, Gallertartiges, wie ein Durchblick durch flüssige Gelatine. Meine Augen suchten die Stadt zu meinen Füssen, aber — sie war nicht da!